



tredition®

www.tredition.de

Der Autor

Eberhard Knippel, geboren 1947 in Berlin, ist Naturwissenschaftler und arbeitete lange Zeit in der medizinischen Forschung. Nun hat er sich der schöngeistigen Literatur zugewendet. Aus seiner Feder stammen bereits die Romane *Amina* und *Der blonde Todesgott* sowie die Erzählung *Der Tempel*.

...denn mögen auch in gewisser Hinsicht und für leichtfertige Menschen die nicht existierenden Dinge leichter und verantwortungsloser durch Worte darzustellen sein als die seienden, so ist es doch für den frommen und gewissenhaften Geschichtsschreiber gerade umgekehrt: nichts entzieht sich der Darstellung durch Worte so sehr und nichts ist doch notwendiger, den Menschen vor Augen zu stellen, als gewisse Dinge, deren Existenz weder beweisbar noch wahrscheinlich ist, welche aber eben dadurch, dass fromme und gewissenhafte Menschen sie gewissermaßen als seiende Dinge behandeln, dem Sein und der Möglichkeit des Geborenwerdens um einen Schritt näher geführt werden.

ALBERTUS SECUNDUS

Aus dem Roman *Das Glasperlenspiel* von Hermann Hesse,
Suhrkamp, Frankfurt am Main 1958.

Eberhard Knippel

**Der Fluch
der bösen Gene**

und andere unglaubliche Geschichten



tredition®

www.tredition.de

© 2015 Eberhard Knippel

Umschlaggestaltung: Bartłomiej Zalewski

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN 978-3-7323-3066-9 (*Paperback*)

ISBN 978-3-7323-3067-6 (*Hardcover*)

ISBN 978-3-7323-3068-3 (*e-Book*)

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil: Die Auferstehung	9
Zweiter Teil: Das Monster kehrt zurück	79
Dritter Teil: Der Fluch der falschen Töne	119
Vierter Teil: Der Gesang der Gewürze	174
Anhang: Weitere unglaubliche Geschichten	400
Alhambra	405
Der Fluch	418
Die Diva	432
Der Entschluss	447
Wien neunzehnhundertvierzehn	459
Der Solitär	467

PROLOG

Der Tod hat ein Gesicht: scharf geschnittene Züge, ein markantes Profil, kühn gebogene Nase und dunkle, fast schwarze Augen, in deren abgründiger Tiefe sich Dämonisches mit ungeheurer Willenskraft paart. Der Tod trägt eine weiße Mütze und versteht sich auf eine hohe Kunst. Er bereitet Speisen mit solcher Vollkommenheit, dass die Menschen, die sie genießen, einem unstillbaren erotischen Rausch ihrer Sinne verfallen, der sie vollständig willenlos macht. Der Tod hat einen Namen, er heißt Cesare Rossi. So wie der Sand im Stundenglas verrinnt die Lebenszeit, und Cesare Rossi, der Tod mit der weißen Mütze, bestimmt, wann die letzte Stunde schlägt.

Heute kennen ihn nur noch wenige Menschen, denn seine Kunst ist vergleichbar einer Seifenblase, einem zarten, durchsichtigen Traumgebilde, das sich in der Weite des Raumes auflöst, sobald man nach ihm greift. Es ist die hohe Kunst des kulinarischen Genusses, der ungewöhnlich feinen, übersinnlichen Wahrnehmung aller nur denkbaren, durch Gewürze verursachten Geschmacksvarianten, die dem normalen Sterblichen versagt bleibt. Und gerade dies ist das Teuflische an den Gewürzen: Sie sind scheinbar harmlos, Millionen Menschen nehmen sie täglich zu sich, und doch ruht in ihnen ein furchtbares erotisierendes Potential, das die Welt verändern wird, wenn es erst einmal geweckt ist.

Ich würde mein geheimes Wissen um dieses Geschehen niemals der Öffentlichkeit preisgeben, wenn ich nicht genau wüsste, dass sich irgendwo auf der Welt ein Irrer versteckt hält, der die Idee aufgegriffen hat und an der Wiederentdeckung dieses Potentials arbeitet, nämlich einer Gewürzmischung, die den Menschen vollkommen willenlos und somit manipulierbar macht. Woher ich das weiß, fragen Sie? Nun, schon damals, als das Gewürzmonster Cesare Rossi noch lebte, erkannten weitsichtige Beamte in der Polizeistation von

G. die Brisanz dieses Falles. Sie hielten die Angelegenheit geheim und bewachten die Dokumente rund um die Uhr, vierundzwanzig Stunden lang, und dies geschieht bis zum heutigen Tage. Die Papiere werden nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen, täglich um zehn Uhr vormittags genauestens kontrolliert, und trotzdem hatte ein Unbefugter Einblick in die Unterlagen. Eines Tages bemerkte nämlich ein Beamter, dass ein Blatt im Papierstapel verschoben war, um genau drei Millimeter. Ansonsten gab es keinerlei Spuren, alles war so wie sonst.

Ein genialer Coup, und gerade das beunruhigt mich, denn dieses Genie ist dem Geheimnis auf der Spur, das die Welt verändern wird, und eines Tages wird es die Gewürzmischung mit der optimalen erotisierenden Wirkung finden. Vielleicht kann meine Veröffentlichung dies verhindern, das ist meine Hoffnung. Eine andere gibt es nicht.

Erster Teil

Die Auferstehung

1

Es war eine ausgeklügelte Mechanik, präzise und zuverlässig wie ein Schweizer Uhrwerk, ein verzweigtes System aus Seilen und Rollen, das sich Stockwerk um Stockwerk in die Tiefe schlängelte, bis es sich schließlich in der Finsternis verlor. Die Vorrichtung verband den geheimen Zugang zur Burgruine von G., der sich abseits der schon lange zugemauerten Haupteingänge hinter einer undurchdringlichen Hecke verbarg und deshalb längst in Vergessenheit geraten war, mit einem kleinen Glöckchen, das sich in einem der beiden noch bewohnten Räume des Gemäuers befand.

Das Glöckchen hatte einen sehr feinen, kristallklaren Klang, und man musste ein gutes Gehör haben, um den Ton überhaupt wahrzunehmen. Der Mann, der dort unten lebte, hatte ein gutes Gehör und das außerordentliche Gespür für eine drohende Gefahr dazu, vielleicht als Ausgleich für seine sonstigen Gebrechen: ein Lungenleiden, einen leichten Gehfehler und schwache Augen. Doch hören konnte er wie ein Luchs, und das war die wichtigste Eigenschaft in dieser schaurigen Unterwelt. Denn das Glöckchen schlug dank einer raffinierten Technik nur dann, wenn die Geheimtür im oberen Stockwerk der Ruine bewegt wurde, wenn also Gefahr drohte. Bisher hatte sich das Glöckchen noch nie bewegt, und der Eremit vier Meter unter der Erde hätte mit jedem um seinen Kopf gewettet, dass sich dies auch in Zukunft nicht ändern würde.

Wer die vergessene Geheimtür einst fand und die mechanische Vorrichtung erdachte, war genial. Vielleicht war er auch nur verrückt, jedenfalls stand eines fest: Wer diese Technik beherrschte, beherrschte auch das unterirdische Reich, das schon seit Jahrhunderten keines Menschen Fuß mehr betreten hatte. Hier unten blieb alles verborgen, hier gedieh all das, was für menschliche Augen nicht bestimmt

war, was Ruhe und Abgeschiedenheit zum Reifen brauchte, ehe es in der Menschenwelt eingesetzt werden konnte. Hier unten blieb derjenige verborgen, der das Licht der Öffentlichkeit scheute, hier hatte er Zeit und konnte warten, bis sich die Wogen geglättet hatten und seine Untaten in Vergessenheit geraten waren. Ein idealer Platz für Genies, die die Welt zu verändern trachteten, aber gleichermaßen auch für Psychopathen, die ihre Wahnideen verwirklichen wollten. Hier hatten sie dafür alle Zeit der Welt, denn kein Einwohner von G. kam je auf den Gedanken, dass in diesem verfallenen Gemäuer ein Mensch hausen könnte.

Das Auffälligste an dem unterirdischen Gewölbe, das also, was man noch vor allem anderen wahrnahm, war der Geruch, ein scharfer, süßlicher, strenger und betäubender Geruch, der einem anfangs den Atem verschlug, der aber, nachdem man sich länger im Raum aufgehalten hatte, scheinbar an Intensität verlor und schließlich nur noch unterschwellig wahrgenommen wurde.

Ansonsten war alles ruhig hier unten, es herrschte eine bedrückende Grabesruhe. Nur zwei Geräusche unterbrachen die eisige Stille. Das erste Geräusch entstand jedes Mal beim Aufprall eines Tropfens auf der Wasseroberfläche eines zur Hälfte gefüllten Kruges, in so regelmäßigen Abständen, dass man den Sekundenzeiger einer Uhr danach stellen konnte. Das zweite war ein leises, aber regelmäßiges rasselndes Geräusch, wie es manchmal bei Lungenkranken zu beobachten ist.

Der Bewohner dieses unterirdischen Reiches saß im Schatten eines ölgetränkten, schwarzen Tuches, das von der Gewölbedecke herabhing, sodass nur die schemenhaften Umrisse seines Gesichts und des Körpers sichtbar waren. Das Schreibpult vor ihm war dagegen in einen grellen Lichtkegel getaucht, der von der einzigen Glühbirne an der Decke erzeugt wurde. Ab und zu beugte der Mann seinen Kopf tief

über das Pult und betrachtete mit einem seltsamen Gerät, welches er vor den Augen trug und das halb Brille, halb Lupe war, ein Dokument.

Der Raum war niedrig, dafür aber sehr groß, sodass die äußeren Begrenzungen im Dämmerlicht verschwammen. Gegenüber dem Schreibtisch befand sich ein grober Bretterverschlag, wie wir ihn von typischen Kellern in alten Bürgerhäusern kennen. Im Halbdunkel zur rechten Hand war eine Tür zu erkennen, die in einen weiteren bewohnten Raum zu führen schien. Ein Holztisch mit vier Stühlen und ein Doppelbett vervollständigten die spärliche Einrichtung. In einer Ecke des Raumes stand eine Art Altar. Auf einem eigens zu diesem Zweck gezimmerten Holzgerüst prangte das Portrait einer jungen Frau, das von einem Meer künstlicher, weißer Lilien eingerahmt war. Auf dem Boden stand eine Kerze, die Tag und Nacht brannte, soweit man hier unten überhaupt von einem Tag sprechen konnte.

Das auffallendste Möbelstück jedoch war ein Regal, das unmittelbar neben dem Schreibtisch stand und auf dem in offenen Porzellanschalen, die mit kleinen Pappschildern sorgfältig beschriftet waren, die unterschiedlichsten exotischen Gewürze aufbewahrt wurden.

Der Mann am Schreibtisch richtete sich plötzlich auf und setzte die Lupenbrille ab. Dann strich er sich eine Strähne seines wirren, dunkelblonden Haares aus der Stirn und rieb seine blauen Augen – große, unschuldige Kinderaugen, vielleicht das einzig Auffällige in diesem ansonsten glattrasierten, zeitlosen Gesicht. Einem Gesicht, das man im Alltag übersehen würde, an dem man auch beim zweiten Mal achtlos vorüberging und das man sich trotzdem nicht merkte, eines von jenen Alltagsgesichtern, die sich perfekt ihrer Umgebung anpassen und in der Masse untergingen, von dem man überzeugt war, dass man es zuvor noch nie gesehen hatte.

Sein Blick wanderte durch den Raum und blieb an dem Regal mit den Gewürzen hängen. Und obwohl er die Schilder mit den exakten Bezeichnungen mit seinen schwachen Augen

aus dieser Entfernung nicht sehen konnte, kannte er sie doch alle auswendig. Sogar ihre Reihenfolge wusste er genau, sein photographisches Gedächtnis hatte sich alles eingepägt: Oben links stand Halud, die Gelbwurz, mit ihrer knolligen Wurzel, welche die Form brauner Finger hatte, gefolgt von Muskat und Ingwer. Irgendwo in der Mitte, ja dort, in der dritten Schale von links, lauerte Chili, dieses feurige Gewürz, das erst den Geschmack in die Welt brachte und dessen zerstörerische Kräfte der Überlieferung nach so reinigend waren wie der Tanz des Gottes Shiva. Dem Chili folgten der orangegelbe Safran, der gelbbraune Zimt und der blumig würzige Koriander. Den Abschluss in der unteren rechten Ecke des Regals bildeten Kardamom, Nelken und der Bockshornklee mit seinen hornähnlichen Früchten. Das allerletzte Gewürz aber, das sich von allen anderen unterschied, war Asafötida, das unheilvolle und gefährliche, welches die Herzen versteinernte.

Der Mann schnupperte mit seiner empfindlichen Nase den betäubenden, scharf- süßlichen Geruch der Gewürze, der den ganzen Raum erfüllte, er sog ihn tief in seine Lungen, leckte sich genüsslich die Lippen und schmeckte ihren Geschmack auf seiner Zunge. Und wie er dies tat, sah er Bilder vor seinen Augen: Shiva erschien ihm und drehte sich im kosmischen Tanz, und um ihn herum zerfiel die Welt in Schutt und Schlamm. Der Feuergott Agni aber erschien in seinem Wagen, gezogen von vier roten Pferden. Von seinen Fingerspitzen tropfte heißer Chili.

Und der Mann horchte angestrengt in sich hinein. Er hörte dort eine feine Melodie, einen Gesang aus tausend Kehlen, den Gesang der Gewürze. Ja, er hörte ihn in der Tat, diesen Gesang, nur er konnte ihn überhaupt wahrnehmen, nur er allein. Denn er hörte ausgezeichnet, hörte wie ein Luchs, besser als jeder andere Mensch. Das war es, was er wirklich konnte. Was scherte ihn seine kaputte Lunge, was scherten ihn sein schleppender Gang und seine schwachen Augen. Er hatte soeben den Gesang der Gewürze gehört, sie waren ihm

wohlgesonnen und standen auf seiner Seite, sie unterstützten seinen Plan. Sein Plan wird ihm gelingen, er wird die Menschen demütigen, wie sie ihn, den Krüppel, gedemütigt haben, und er wird sie beherrschen. Die Gewürze waren mit ihm, keiner konnte ihn jetzt noch aufhalten. Keiner.

Oh, wie hasste er die Menschen, die ihn verspotteten, solange er denken konnte, ihn, den hilflosen Krüppel, erbarmungslos und ohne Gnade. Er musste es ihnen heimzahlen, er musste sie beherrschen. Dieser Gedanke brannte in ihm und füllte ihn ganz aus. Sie sollten ihn nicht länger demütigen, und jetzt wusste er auch endlich wie. Seine Augen blitzten. Der Zufall hatte ihm das Geheimnis in die Hände gespielt, zufällig erfuhr er damals von der Geheimakte Rossi auf dem Polizeirevier in G., diesem hochexplosiven Papier, von dem Gewürzgenie vor einhundertfünfzig Jahren eigenhändig verfasst. Alles Wichtige über die Gewürze sollte darin stehen, vor allem aber die Zusammensetzung der Gewürzmischung, die ihm die ersehnte Macht über die Menschen gab und jenen legendären erotischen Rausch der Sinne erzeugte, der alle ihre Hemmungen vollständig aufhob und sie zu seinen Werkzeugen machte.

Das Gesicht des Mannes verzog sich zu einer starren, grinsenden Maske. Er dachte an den Polizeibeamten, der damals Nachtschicht hatte und den Tresor bewachte, wie er schon seit einhundertfünfzig Jahren bewacht wurde. Genial hatte er ihn außer Gefecht gesetzt, der Beamte war sanft entschlummert und konnte sich später an nichts mehr erinnern. Er schien sogar fest davon überzeugt zu sein, auf ganz natürliche Weise und nur für kurze Zeit eingeknickt zu sein. Und er selbst hatte währenddessen genug Zeit gehabt, dem Schlafenden den Schlüssel zu entwenden, den Tresor zu öffnen und die entscheidende Seite mit der genauen Dosierung der Teufelsmischung zu studieren. Jede Zahl und jedes Komma, alle wichtigen Informationen waren nun in seinem Kopf gespeichert, für niemanden sichtbar und jederzeit von ihm abrufbar.

Nur einen winzigen Fehler hatte er sich geleistet, und darüber ärgerte er sich noch heute. Als er die Seite mit der Rezeptur in den Tresor zurücklegte, kontrollierte er ihre genaue Lage nicht noch ein zweites Mal, sodass sie um zwei oder drei Millimeter verschoben war. Dadurch war der Coup nicht mehr perfekt gewesen, so wie es geplant gewesen war, und die Polizei konnte zumindest vermuten, dass jemand Fremdes Einblick in die Akte gehabt hatte und sie für seine Zwecke nutzen konnte.

Egal, er verfügte nun über die Formel und brauchte nur noch die einzelnen Gewürze im richtigen Verhältnis unter die Speisen zu mischen, wie es der geniale Rossi schon damals getan hatte. Nur die Versuchspersonen fehlten ihm noch, an denen er die Wirkung der Mischung testen wollte, bevor er sie im großen Maßstab einsetzte. Er brauchte sie, wie die Wissenschaftler ihre Ratten brauchten. Bei diesem Gedanken erstarrten seine Gesichtszüge mit den unschuldigen blauen Kinderaugen wieder zu dieser grinsenden Maske, die seinem Gesicht jenen diabolisch- gnadenlosen Ausdruck verlieh, der dem Betrachter unwillkürlich das Blut in den Adern gefrieren ließ. Er musste jetzt in Ruhe darüber nachdenken, wie vorzugehen war, wie er an das Menschenmaterial kam, das er für seine Experimente benötigte.

In diesem Augenblick durchbrach ein langgezogener Ton die Stille des unterirdischen Gewölbes, ein Ton, der wie das Heulen eines hungrigen Wolfes klang. Jedem Uneingeweihten wäre dieser Ton durch Mark und Bein gefahren, dem Höhlenbewohner jedoch schien dieses Geräusch vertraut. Er stand ohne Hast auf und ging auf die Tür zu, die in den anderen bewohnten Raum führte. Beim Gehen zog er das rechte Bein leicht nach, was ein eigenartiges, schlurfendes Geräusch verursachte.

Er öffnete die Tür und betrat das Nebengelass. Dieser Raum war wesentlich kleiner als der Hauptraum und fast vollständig unmöbliert. Nur in der Ecke neben der Tür stand eine Holzkiste, die mit einem Deckel verschlossen war. Von

der Decke hing eine einzelne Glühbirne, die den Raum in ein grelles Licht tauchte.

Das erste, was man an dem einzigen Bewohner dieses Raumes registrierte, war sein riesiger Kopf, ein Kopf, der im Vergleich zu seinem Körper zweifellos überproportioniert war. Das Wesen saß in einem karierten Ohrensessel, der sowohl zu ihm als auch zu seiner kargen Umgebung in einem seltsamen Kontrast stand. Sein faltenloses Gesicht war zeit- und geschlechtslos, weder männlich noch weiblich. Das einzig Auffällige darin waren das stark herabhängende rechte Augenlid, welches das Auge größtenteils verdeckte und dem Gesicht einen seltsam starren Ausdruck verlieh, und die Farbe der Augen: Sie waren von einem durchdringenden Blau. Ansonsten hatte das Gesicht den gelblich-wächsernen Ausdruck eines Menschen, der schon lange nicht mehr die Sonne gesehen hat. Der Körper steckte in einem viel zu großen schwarzen Anzug. Das Wesen saß reglos in seinem Sessel und schien den Besucher nicht zu registrieren.

In der Ecke hockte ein großes, schwarzes Tier mit einem massigen Kopf auf einem ebensolchen Körper, der ihm etwas Unheimliches und Bedrohliches verlieh, was durch das entblößte Gebiss und die herunterhängenden, als Lappen ausgebildeten Lefzen noch unterstrichen wurde. Das Tier kam seinem Herrn erwartungsvoll entgegen. Der tätschelte ihm das Fell, schlurfte zur Kiste neben der Tür und entnahm ihr ein mittelgroßes Stück Fleisch, das er dem Hund hinwarf. Der, offensichtlich ziemlich hungrig, machte sich leise knurrend über den Brocken her und hatte ihn in kurzer Zeit vollständig verschlungen. Treuherzig blickte er auf seinen Herrn und verlangte mehr.

Doch der blieb hart, er konnte keinen satten und trägen Hund brauchen, der für niemanden eine Gefahr darstellte. Am angriffslustigsten und gefährlichsten waren Hunde, die ständig Hunger hatten, nicht zu viel, nicht zu wenig. Auf das Maß kam es an. Der Hund hatte die Absicht seines Herrn verstanden und verzog sich in seine Ecke. Ja, das Tier war scharf, es

konnte jederzeit zuschnappen, wenn er es wollte. Doch das reichte ihm nicht, er wollte mehr, das Tier musste Schrecken verbreiten, wenn es für seine Pläne taugen sollte, der Herzschlag musste einem stocken, wenn man es nur aus der Ferne sah. Es musste besonders in der Dunkelheit die Leute in Angst versetzen, und inwieweit ihm dies gelingen würde, wollte er jetzt begutachten.

Er streckte sich nach der Decke und schraubte die Glühbirne aus der Fassung. Das Licht erlosch, und im gleichen Augenblick leuchteten die Augen und Lippen des Tieres in der Dunkelheit auf und verliehen ihm etwas erschreckend Geisterhaftes. Auf das Allerwelts Gesicht mit den großen Kinderaugen legte sich ein zufriedener Zug. Die phosphoreszierende Emulsion war gut, sehr gut sogar. Sie leuchtete stark und unterstrich so die Gefährlichkeit des Tieres.

Der Mann stand noch einige Zeit still da und genoss den Anblick der Bestie. Dann schloss er sorgfältig die Tür, setzte sich wieder an das Schreibpult und fuhr mit der Lektüre fort. Doch mit der Ruhe war es nun vorbei, er konnte sich nicht mehr auf den Text konzentrieren. Unablässig überschwemmten ihn seine Gedanken und Phantasien, die abwegigen, gefährlichen, die er so liebte, nach denen er ganz verrückt war und die ihn so beherrschten, dass er sie bald in die Tat umsetzen musste.

2

Die toskanische Ortschaft G. liegt abseits der großen Verkehrsströme auf einer Anhöhe zwischen zwei Tälern. Sie ist von einer sanften Hügellandschaft umgeben, deren Gehöfte, Olivenhaine und Zypressenalleen sich so vollkommen zu

einem Gesamtbild zusammenfügen, dass man meinen könnte, ein genialer Maler habe hier sein Gemälde nach den höchsten Ansprüchen der Ästhetik komponiert. Schon die Etrusker hatten den Hügel bewohnt, bis sie später von den Langobarden vertrieben wurden. Die mittelalterliche Stadtmauer mit ihren drei stattlichen Toren war noch gut erhalten und schützte mit ihren Wehrtürmen die aus grauer Vorzeit stammenden, eng aneinander gelehnten Häuser, die ihr Alter schon lange nicht mehr verleugnen konnten.

Das Zentrum des Städtchens bildete die geräumige Piazza del Popolo, die der Palazzo Comunale mit seinem schlanken Glockenturm und einige weitere Palazzi mit ihren einst prächtigen Loggien und Türmchen säumten. In ihrer Mitte plätscherte der reich verzierte Brunnen eines frühen venezianischen Meisters. Ein besonderes Schmuckstück des Stadtbildes war Santa Maria Assunta, eine romanische Kirche mit schönen Glasfenstern, die noch aus dem zwölften Jahrhundert stammte. Die Fresken im Inneren des Kirchenschiffes stellten die Lebensstationen des heiligen Hieronymus dar und wurden von Kennern und Besuchern wegen ihrer farbigen Lebendigkeit und ihres guten Zustandes geschätzt.

Neben der Kirche, an die alte, von üppigem Efeu umrankte Friedhofsmauer gelehnt und umsäumt von einer Reihe stattlicher, schwarzgrüner Zypressen, lag der schattige und verträumte Friedhof des Ortes. Er hatte in seiner viele hundert Jahre währenden Geschichte schon so manches Bemerkenswerte und Seltsame erlebt, darunter waren auch einige spektakuläre Ereignisse gewesen; doch keiner der Einwohner von G. hätte sich an diesem zwölften Juli 2008 vorstellen können, dass ein unmittelbar bevorstehendes Ereignis alles bisher Bekannte weit in den Schatten stellen sollte.

So beeindruckend die Piazza del Popolo mit ihren repräsentativen Palazzi und die Kirche Santa Maria Assunta auch waren, so wurde das Stadtbild doch vor allem von der mächtigen Burgruine geprägt, die sich im äußersten Nordosten an die Stadtmauer lehnte. Nach ihrer Zerstörung durch eine Be-

lagerung im sechzehnten Jahrhundert war sie nicht wieder aufgebaut worden und fristete nun ihr freudloses Dasein als Nistplatz und Aufenthaltsort verschiedener einheimischer Vögel und Fledermäuse.

Zu ihren Füßen erstreckte sich ein Park mit uraltem Baumbestand und schon längst verwilderten Sträuchern und Hecken, der ein beliebter, weil verschwiegener Ort für Jungverliebte war. Gerade bei Vollmond oder wenn eilig dahinjagende Wolkenfetzen die bizarr aufragenden Reste des alten Gemäuers plötzlich freigaben und das Mondlicht sie in ein gespenstisches Licht tauchte, lief selbst aufgeklärten Besuchern ein Schauer über den Rücken und sie mussten unwillkürlich an all die Hexen und Ketzer denken, die hier einst im Namen der heiligen Inquisition ihre letzten Tage verbracht haben sollten. Einige Leute hatten auch schon hinter vorgehaltener Hand berichtet, dass an manchen Tagen ein schauriges Heulen zu hören gewesen sei, zwar leise und seltsam gedämpft, als käme es aus den untersten Tiefen des verfallenen Gemäuers, doch dafür umso geheimnisvoller. Ob daran ein Körnchen Wahrheit war oder es sich nur um das Phantasieprodukt nervenschwacher Zeitgenossen handelte, konnte nie geklärt werden.

Heute fristete die Bevölkerung von G. ein eher beschauliches und unaufgeregtes Dasein, denn wer wollte bestreiten, dass die Stadt in ihrer Geschichte schon weit bessere und bedeutungsvollere Tage gesehen hatte. Nach und nach fand man sich mit seiner Bedeutungslosigkeit ab, nur noch selten geschah etwas, das die Stadt in Aufregung versetzt hätte, und die einzige Abwechslung in das tägliche Einerlei brachten die wenigen Touristen, die über die Piazza del Popolo schlenderten oder im „Gallo Nero“ den von Signor Casoni persönlich servierten „Fagiano tartufato“ genossen, einen in der ganzen Gegend berühmten Fasan mit Trüffeln und Schinken.

Und so legte sich mit der Zeit ein Schleier der Erstarrung über die ganze Stadt, und jede Geschäftigkeit versank in einer unbarmherzigen Routine. Alles funktionierte irgendwie von

selbst, nichts unterschied sich mehr voneinander, ja selbst die Menschen schienen austauschbar zu sein und fühlten sich so manches Mal in jenes absurde Theater versetzt, von dem die folgende Anekdote erzählt wird: Ein Schauspieler spielte einst über viele Jahre immer dieselbe Rolle, und so stand er fast jeden Abend auf der Bühne. Als man ihn schließlich in ein anderes Haus berief, fiel niemandem auf, dass die besagte Rolle nun von jemand anderem gespielt wurde. Es war geradezu so, als hätte der Mann niemals auf der Bühne dieses Theaters gestanden, ja als hätte er überhaupt nicht existiert.

Ähnlich ging es den Bewohnern von G.; seit Menschengedenken wurde die Post von Signor Bottone ausgetragen, das Bier im „Gallo Nero“ von Signor Casoni ausgeschenkt, frisches Obst und Gemüse von Signora Minarelli auf dem Wochenmarkt angeboten, die Apotheke in der Via di San Marco von Signor Terrani geführt, und im Kolonialwarenladen um die Ecke verkaufte seit Urzeiten Signora Spagnoli ihre Waren. Natürlich kannte sie jeder, diese unverwechselbaren Originale, doch jene, die sie von Zeit zu Zeit vertraten oder mit ihnen zusammenarbeiteten, kannte schon keiner mehr so genau. Sie gehörten zum ewigen Spiel, niemand achtete auf sie und keiner erinnerte sich ihrer. Sie waren Leute ohne Gesicht und ohne Eigenschaften.

Doch gerade darin liegt ein Problem. Wenn in einer solchen Postkartenidylle wie der Toskana, in diesem Paradies, von dem die Nordlandbewohner vermuten, hier könne gar nichts Böses geschehen, doch einmal etwas Böses passiert, dann fallen die bekannten und oft sympathischen Gesichter aus dem Raster der Verdächtigen heraus, weil man ihnen ein Verbrechen gar nicht zutraut. Befindet sich der Täter hingegen unter den Gesichtslosen, also den Menschen ohne Eigenschaften, erinnert man sich nicht an ihn. Und so brauchte es erst das besondere Gespür eines Kriminalbeamten und einen denkwürdigen Zufall, um Licht in das Dunkel des brutalen Verbrechens zu bringen, das die Bevölkerung von G. schon